

Zeitsprünge

Forschungen
zur Frühen Neuzeit

Band 11 (2007)

Heft 3/4

Nation - Europa - Welt

Identitätsentwürfe
vom Mittelalter bis 1800



Nation – Europa – Welt
Identitätsentwürfe
vom Mittelalter bis 1800

Herausgegeben von Ingrid Baumgärtner,
Claudia Brinker-von der Heyde, Andreas Gardt,
Franziska Sick



Vittorio Klostermann · Frankfurt am Main

Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit

Herausgegeben im Auftrag des
Zentrums zur Erforschung der Frühen Neuzeit
von Eckhard Lobsien, Alessandro Nova, Klaus Reichert,
Bertram Schefold, Luise Schorn-Schütte
in Zusammenarbeit mit
Renate Dürr, Moritz Epple, Gisela Engel, Frank Linhard, Albert Schirrmeister,
Johannes Süßmann, Claus Zittel

Redaktion:

Gisela Engel, Alessandro Nova, Klaus Reichert, Albert Schirrmeister, Claus Zittel

Wissenschaftlicher Beirat:

Susanna Burghartz, Notker Hammerstein, Klaus Herding, Thomas Kirchner,
Wolfgang Liebenwein, Wolfgang Neuber, Walter Saltzer

Verantwortlich für den Inhalt ist der Herausgeber. Äußerungen in den Beiträgen dieser Zeitschrift stellen jeweils die Meinung des Verfassers dar, nicht unbedingt auch die der Redaktion. Mit der Annahme des Manuskripts zur Veröffentlichung in den *Zeitsprüngen* räumt der Autor dem Verlag Vittorio Klostermann das zeitlich, räumlich und inhaltlich unbeschränkte Nutzungsrecht ein. Dieses beinhaltet das Recht der Nutzung und Wiedergabe im In- und Ausland in gedruckter und elektronischer Form sowie die Befugnis, Dritten die Wiedergabe und Speicherung seines Beitrags zu gestatten. Der Autor behält jedoch das Recht, nach Ablauf eines Jahres anderen Verlagen eine einfache Abdruckgenehmigung zu erteilen.

Redaktionelle Zuschriften und Manuskripte: *Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit*, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Grüneburgplatz 1, 60323 Frankfurt am Main
Anzeigen und Bezug: Verlag Vittorio Klostermann, Postfach 90 06 01, 60446 Frankfurt am Main.
Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich, je vier Hefte bilden einen Band. Der Bezugspreis für einen Band beträgt EUR 65,-, zuzüglich Porto. Einzelheft EUR 18,-, Doppelheft EUR 36,-.

www.klostermann.de

Homepage der Zeitschrift: www.klostermann.de/zeitsch/zspr_hmp.htm

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2007

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in gedruckter und elektronischer Form bedarf der Genehmigung des Verlages.

Herstellung und Satz: Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit (Monika Beck)

Druck: Druckhaus Folberth, Pfungstadt

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

ISSN 1431-7451

ISBN 978-3-465-04020-0

Ingrid Baumgärtner / Franziska Sick

Von regionaler und globaler Identität Einige Schlussgedanken zu den Ergebnissen

Das Spannungsgefüge zwischen der Bewahrung regionaler oder nationaler Identität und der Suche nach europäischen Gemeinsamkeiten kennzeichnet die Geschichte unserer heutigen Zeit in besonderer Weise. Vor dem Hintergrund eines unaufhaltsamen Globalisierungsprozesses, möglicher EU-Erweiterungen und regionaler Verteidigungsstrategien besitzen Begriffe wie *Nation*, *Europa* und *Welt* nicht nur in politischen Debatten große Aktualität und Brisanz, sondern auch in den Forschungsdiskussionen um den Begriff *Alteuropa*, wobei – wie die hier versammelten Beiträge zeigen – die damit verknüpften Identitätsentwürfe immer wieder neu zu hinterfragen und in ihren jeweiligen historischen Zusammenhang zu stellen sind. Leitthema des vorliegenden Bandes ist deshalb die Frage nach der Funktion dieser Begriffe in der Debatte über unterschiedliche Formen von Identität. Im Zentrum des Versuchs eines interdisziplinären Gedankenaustausches zwischen Historikern, Literatur- und Sprachwissenschaftlern germanistischer und romanistischer Ausrichtung stehen Identitätskonstruktionen vom hohen Mittelalter bis in die Zeit um 1800. Diese zeitliche Eingrenzung erscheint sinnvoll, da sich mit der Gleichsetzung von Nation und Staat im 19. Jahrhundert ein qualitativ neuer Diskurs entwickelt, auch wenn – wie immer wieder deutlich wird – durchaus Interessen des 21. Jahrhunderts die Fragestellung bestimmen.

Die Autorinnen und Autoren des Bandes greifen die in der Einleitung angesprochenen Fragen in unterschiedlicher Schwerpunktsetzung auf: im Vergleich mit anderen Regionen, in detaillierter Untersuchung eines einzelnen Phänomens oder im Blick auf einen Jahrhunderte währenden Prozess. Die drei am Anfang stehenden Beiträge führen aus politisch reflexiver, mentalitätsgeschichtlicher und sprachhistorischer Sicht in das Thema ein, um die Schwierigkeiten einer Begriffsdefinition, die Probleme des Zugriffs auf Identitätsentwürfe und den Konstruktionscharakter solcher Begriffsschöpfungen zu verdeutlichen und gleichzeitig die Funktion des beobachtenden, interpretierenden und seinerseits konstruierenden Wissenschaftlers zu reflektieren. Es geht also zunächst darum, verschiedene Möglichkeiten der Annäherung an das Thema aufzuzeigen, um eine erste Grundlage für die nachfolgenden, stärker am Einzelfall orientierten Untersuchungen zu schaffen. Unter den Leitbegriffen *Politik*, *Mentalität* und

Sprache wurden drei Diskurse der aktuellen Forschung ausgewählt, die auch in anderen Beiträgen immer wieder aufgegriffen und kommentiert werden.

Olaf Asbach widmet sich kritisch einigen in der aktuellen Europaforschung viel diskutierten methodischen Problemen. Ausgangspunkt ist die Frage, ob die historische und politische Identität Europas von der spezifischen Situation Europas bedingt ist oder ob ihr eher objektkonstituierende Funktion zukommt. Denn wenn *Europa* Objekt der Betrachtung ist und zugleich die Betrachtung des Objekts bedingt, ist auch die Art der Bedingtheit zu reflektieren. Dabei ist der gesellschaftliche Mehrwert der Geschichtsschreibung des Europagedankens zu ermitteln, indem Fehler und Lernprozesse der Vergangenheit aufgedeckt und die Vor- und Nachteile unterschiedlicher Europa-Konstruktionen verdeutlicht werden. Es bleibt allerdings die Frage, ob man sich auf diese Weise aus den Fallstricken herauswinden kann, die die politische Virulenz des Themas und der bestehende Bedarf an Narrativen der (europäischen) Identität dem Wissenschaftler schaffen. Asbach verweist eindringlich auf zwei Gefahren: erstens auf das Risiko einer politisch-ideologischen Instrumentalisierung historischer Forschung, vergleichbar den Tücken bei der Ausbildung nationaler Identitäten, zweitens auf die verbreitete Tendenz der Forschung, unter der Maßgabe politischer Erwartungen oder Befürchtungen in einem Identitäts- und Ursprungsdenken zu verharren, das Europa entweder als politische Idee oder als historisch-kulturelle Einheit aus der Vergangenheit heraus rekonstruiert, wobei der Mythos ›Europa‹ eine nahezu beliebige historische Gestalt annimmt. Auch das flexible Ausweichen auf ein Konzept, das Europa aus der Pluralität unterschiedlicher Kulturen und deren innerer Vielfalt entwirft, bietet nur eine Scheinlösung, denn auch in einem solchen Konzept wird letztlich einer kulturellen Essenz Europas das Wort geredet. ›Identifikatorische Europakonzepte‹ aber haben – so Asbach – in der Wissenschaft nichts zu suchen, denn es kann immer nur um eine historisch-kritische Erforschung zeitgebundener europäischer Identitätskonstruktionen gehen.

Jede Identitätsgeschichte ist letztlich immer auch Mentalitätsgeschichte. Von dieser These ausgehend entwickelt *Fritz Hermanns* Definitionsangebote zu den zentralen Begriffen *Identität* und *Mentalität* und verschiedene Vorschläge, *Identität* zu kategorisieren. Die *Identität* eines Menschen versteht Hermanns als die Gesamtheit seiner Eigenschaften, auch wenn er betont, dass *Identität* meistens nur eine – immer wieder andere – Auswahl dieser Eigenschaften meint, je nachdem, welche gerade relevant sind. So habe man in aller Regel eine Vielzahl von je nach Kontext und Relevanz erwartung sich ändernden Partialidentitäten zu berücksichtigen. Um ein Beschreibungs- und Analyseinstrumentarium zu entwickeln, unterscheidet Hermanns begrifflich die *Individual-* von der *Kollektivitäts-* *identität* sozialer Gruppen und Großgruppen (wie Nationen), die *Gruppenzuge-*

hörigkeitsidentität (»Ich bin ein Deutscher«) von der *Rollenidentität* (»Ich bin ein Student«), die über Selbstzuschreibung konstituierte *Selbstidentität* von der von anderen zugeschriebenen *Fremdidentität*, eine *gruppentypische Identität* (»Ich bin eine echte Schwäbin: fleißig, sparsam und rechtschaffen«) von einer durch körperliche Merkmale ausgedrückten *Unterschiedsidentität*, die bloß *gedachte* von der *realen* Identität (die zutreffende stereotype Identitätszuschreibungen allerdings nicht ausschließt), *bewusste* von *nicht-bewusster* Identität, *sozial anerkannte* von *sozial abgelehnter* Identität (die uns zu Außenseitern machen kann), eine nur uns selbst bekannte *verborgene* von der *vorgetäuschten* Identität (etwa eines Hochstaplers), *Wunschidentität* von *Angstidentität*, die vom eigenen oder fremden Urteil geforderte *Sollidentität* von der tatsächlichen *Ist-Identität*. Viele dieser Identitätsarten spielen auch mentalitätsgeschichtlich eine große Rolle – so insbesondere die Kollektivitätsidentität –, sei es als Eigen- oder als Fremdidentität, Wunsch- oder Angstidentität. Wie sehr Identitätsforschung und Mentalitätsgeschichte der Sache nach aufeinander zulaufen, verdeutlicht Hermanns durch Überlegungen zur deutsch-nationalen Identität und Mentalität des 19. Jahrhunderts anhand der bekannten Verse *Des Deutschen Vaterland* von Ernst Moritz Arndt.

Jürgen Trabant datiert die Anfänge des identitären Diskurses über Sprache in Europa auf Dante zurück, der in seinen beiden unvollendeten Werken *De vulgari eloquentia* und *Il Convivio* die italienische Sprache und ihre Dialekte verteidigt. Insbesondere *Il Convivio* hält er für ein wichtiges frühes Dokument der Entstehung eines identitären Diskurses über die Sprache, wiewohl dieses Dokument sich nicht auf die Sphäre des Politischen, sondern auf den Bereich der Wissenschaft (*scienza*) bezieht. Denn – so Trabant – das im Distanzbereich des Lateinischen angesiedelte Wissen wird hier in den Nähebereich des *vulgare*, der »eigenen Sprache«, gerückt, an die der Sprecher durch »natürliche Liebe« eng gebunden sei, weil er die *italica loquela*, die Sprache seiner *gens*, als erste Sprache gelernt habe. Die geliebte Nähesprache ist bei Dante durch besondere ästhetische Qualitäten, nicht durch semantische Besonderheiten, die das europäische Sprachdenken erst später entdeckt, charakterisiert. Die kognitiven Besonderheiten der Sprachen (»Weltansichten«) vertiefen die identitäre Bindung an die eigene Sprache, deren Inanspruchnahme durch das Politische die moderne Identitätsproblematik noch verschärft. Herkunft und zeitlicher Primat der Erstsprache spielen zwar auch im politisch aufgeladenen sprachlichen Identitätsdiskurs des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle, grundlegend aber seien die Unterschiede zum neuzeitlichen identitären Diskurs, da mit der Überwindung der traditionellen aristotelischen Sprachtheorie die Sprachnation über eine Kommunikationsgemeinschaft hinaus auch zu einer Kognitionsgemeinschaft werde. Die sprachbezogenen politischen Auseinandersetzungen der letzten zweihundert Jahre basieren, so Trabant, auf dieser verschärften, ans Denken geknüpften Form des Identitären.

Von den ersehnten klaren Vorgaben also kaum eine Spur? Im Gegensatz zu den frühneuzeitlichen Kollegen, die auf der Suche nach Identitätskonstrukten innerhalb der Begriffsfelder *Nation* und *Europa* durchaus fündig wurden, zeigt sich in den drei Studien zur mittelalterlichen Geschichte, dass solche Konzepte nicht greifen. Daraus ergab sich zwangsläufig eine intensivere Beschäftigung mit den verschiedenen Formen von Identität, mit Teilidentitäten und deren vielfältigen Überlagerungen, wie sie in den Thesen Fritz Herrmanns' in allgemeiner Form angesprochen sind.

Früh- und hochmittelalterliche Historiographen besaßen selten – wie *Volker Scior* hervorhebt – eine Vorstellung von Europa, weder als geographische oder historische Einheit noch als Wertegemeinschaft. Die in der Vergangenheit viel bemühten Textstellen, die Karl den Großen als *pater europae* rühmen, eignen sich deshalb ebenso wenig wie die mageren anderen mittelalterlichen Belege für die Suche nach einem Europa im Mittelalter. Im Falle Karls des Großen handelt es sich, wie die Forschung herausgestellt hat, eher um einen Verlegenheits- und Ausweichbegriff, um den negativ besetzten Ausdruck *occidens* zu umgehen. Einziges zeitgenössisches Identitätsmuster von wirklich raum- und zeitübergreifender Perspektive war die *christianitas*, die grundlegend und situativ nicht veränderbar war. Am Beispiel des Historiographen Adam von Bremen kann Scior zeigen, dass man von mindestens vier relevanten, konzentrisch angelegten Teilidentitäten ausgehen kann, von einer religiösen, einer institutionellen, einer gentilen und einer supragentilen Identität, nicht aber von einer geographisch oder politisch gedachten (prä)nationalen oder gar europäischen Identität. Mittelalterliche Geschichtsschreiber identifizierten sich in erster Linie über die Zugehörigkeit zu ihrem Bistum, ihrem Kloster oder einer ähnlichen Institution, deren wechselvolle Geschichte sie parteiisch und apologetisch verfolgten. Solche tiefgehenden Differenzen zwischen mittelalterlichen und modernen Identitätskonstruktionen müssten deshalb, so Scior, bei der Suche nach Vorgängermodellen stärker berücksichtigt werden.

In seiner Fallstudie zu den unterschiedlichen Identitäten Marco Polos stieß *Folker Reichert* zunächst auf ähnliche Befunde. Drei Teilidentitäten konnte er ausmachen: Marco Polo sei in erster Linie lateinischer Christ gewesen, denn Rom und die römische Kirche blieben – in bewusster Abgrenzung zu Götzenidolern und orientalischen Christen – immer die Mitte seiner christlichen Welt. In zweiter Linie könne man Marco Polo im Kulturraum Nord- und Mittelitaliens verorten. Als Kriterium biete sich die Rezeptionsweite seines Reiseberichtes an, doch handele es sich hier um eine Fremdzuschreibung durch die Wissenschaft; Marco Polo selbst habe sich eher als »sajes et noble citaiens de Venece« gesehen. Verlassen habe er die typisch mittelalterlichen Bahnen erst, als er wegen seines langen Aufenthalts am mongolischen Hof zum »kulturellen

Überläufer«, zum »l'homme du grand Khan« wurde. Diese dritte Teilidentität habe er dadurch ausgebaut, dass er sich selbst nicht als »merchant adventurer« gesehen habe, sondern der Gruppe der *simuren* (ausländische Experten mit Sonderstatus) zurechnete. Als *simure* integrierte er sich in die mongolische Gesellschaft, orientierte sich kulturell an der oberen Schicht der mongolischen Eroberer, übernahm Gebräuche und Stereotype und grenzte sich nach unten gegenüber den Chinesen ab, so dass man letztlich von einem enkulturierten Mongolen sprechen könne, der trotz aller Anpassung seinen christlichen und venezianischen Wurzeln verhaftet blieb. Die Besonderheit des Falles sieht Reichert vor allem darin, dass sich diese verschiedenen Identitäten nicht ablösten, sondern aufeinander aufbauten und in mehreren Schichten erhalten blieben.

Fragen der Zuordnung zu Teilidentitäten und der Suche nach partialräumigen Identifikationsmustern thematisiert *Hartmut Kugler* am Beispiel der mittelalterlichen Kartographie. Vorstellungen von Europa, Nation oder anderen Einheiten fänden sich – so Kugler – nicht einmal im kartographischen Reservoir des Mittelalters, weder in den heilsgeschichtlich determinierten Mappaemundi noch in den stärker geographisch ausgerichteten Regionalkarten. Zu fragen sei deshalb, ob im Mittelalter überhaupt (und wenn ja, wie) eine Identifikation durch räumlich-geographische Zuordnung erfolgen konnte und ob Karten Rückschlüsse darauf erlaubten, wie der Zeichner seinen Platz in der Welt konzipierte. Kugler findet Antworten in vier ausgewählten mittelalterlichen Karten, darunter je einer Welt-, Europa-, Reichs- und Pilgerkarte, die sich zwei kartographischen Grundtypen zuordnen lassen: erstens den in mehreren Exemplaren überlieferten Weltkarten und der nur in der Genter Handschrift erhaltenen Europakarte aus dem *Liber Floridus* des hochgebildeten Kanonikers Lambert von Saint-Omer aus dem frühen 12. Jahrhundert, zweitens der »Romwegekarte« (um 1500) und der »Reichsstraßenkarte« (1501) des Nürnberger Instrumentenbauers Erhard Etzlaub. Der erste Kartentyp sei das Produkt einer *vita contemplativa*, ein Ideenbild zur Ordnung des Wissens als einer Repräsentation des Raums, und stelle damit den Versuch dar, die systematisch durchgegliederte christliche Weltordnung zu erfassen, der der Zeichner selbst angehörte. »Identifikation durch Zugehörigkeit« lautet die Formel, mit der Kugler diesen Umstand umschreibt und die fast alle mittelalterlichen Weltkarten kennzeichnen dürfte. Davon zu unterscheiden sei ein zweites Identifikationsmuster – die »Identifikation durch Erreichbarkeit« –, das auf die Überwindung der mittelalterlichen Darstellungsprinzipien und die Durchsetzung der geometrischen Regeln von Maß und Zahl in den Karten des Nürnbergers Erhard Etzlaub gerichtet sei. Zu erinnern ist allerdings daran, dass uns ein ähnliches System bereits in der viel diskutierten Peutingerkarte, deren erhaltene Kopie vom ausgehenden 12. oder beginnenden 13. Jahrhundert das Wegstreckennetz der römischen Welt ebenfalls in Meilenan-

gaben veranschaulicht, begegnet. Die Erforschung der Komplexität und Kompliziertheit mittelalterlicher Mechanismen von Identitätszuweisung scheint also noch lange nicht ausgeschöpft.

Für die Frühe Neuzeit schien es leichter, den Blick über die Teilidentitäten hinaus auf die Konstruktionsmechanismen von Identität zu richten und die Notwendigkeit von Veränderungen aufgrund bestimmter historischer Bedingungen vorzuführen. Es ist erstaunlich, wie völlig unterschiedliche Fallbeispiele diesen Zwang zum kulturellen Wandel aufdecken können. In Anknüpfung an einige in den einleitenden Beiträgen geäußerten Problemfelder thematisieren die Abhandlungen die Suche der gelehrten Juristen des 16. Jahrhunderts nach den Ursprüngen des französischen Nationsverständnisses im Galliermythos, die Sprache als zentrales Element deutscher Identitätsstiftung um 1800 und die Umformungen europäischer Identitätsmuster in der außereuropäischen Fremde im Prozess der Enkulturation.

Kirsten Mahlke beschäftigt sich mit der Frage nach der Entstehung des französischen Nationalbewusstseins ausgehend von den gelehrten Juristen und dem Mythos des Galliertums im 16. Jahrhundert. Sie versteht diese frühen nationalen Diskurse jedoch nicht als Vorgeschichte des gewöhnlich untrennbar mit dem Begriff der Nation verbundenen Epochendatums der Revolution von 1789, sondern will vielmehr der mit diesem Datum verknüpften verzerrenden Perspektivierung methodisch entgegentreten und den französischen Nationaldiskurs auf zwei anderen Ebenen erörtern: erstens im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte und zweitens über den paradoxen Signifikanten *nation*. Insbesondere die neu entstandene Rechtswissenschaft formulierte, so Mahlke, Grundlagen und praktische Leitfäden für den Umgang mit nationaler Geschichte, indem sie alte historische Textquellen und deren philologische Erschließung zum Fundament zeitgenössischer Vergangenheitsdeutung machte. Die Ausbildung des Rechts als wissenschaftlicher Fachdisziplin fiel so in auffälliger Weise mit einer Neudeutung der antiken Vorgeschichte Frankreichs zusammen, wobei dem Galliertum eine entscheidende Rolle zugewiesen, der Galliermythos gleichsam zur Ursprungserzählung der französischen Nation oder des französischen Volkes umfunktioniert wurde. Nation – so das zweite Argument – sei sowohl lokal durch den Geburtsort determiniert als auch kollektivistisch zu verstehen als Zusammenkunft von Menschen verschiedenster Herkunft. Regionale Herrschaftsformen und Zentralisierungsbestrebungen der Monarchie seien deshalb im Frankreich der Frühen Neuzeit die beiden zu vereinbarenden politischen Tendenzen gewesen, deren Vermittler die Juristen waren. Ein ›französisches Nationalbewusstsein‹ im Zeitraum zwischen der Regentschaft von François Ier (1515 – 1547) und dem Edikt von Nantes (1598) lasse sich nur im Rahmen der akademischen Rechtswissenschaften verstehen, die das der Nation innewohnende Spannungsverhältnis von

Regionalismus und Zentralismus ständig auszutarieren hatten. Zugleich hätten, so Mahlke, die Juristen in diesem gallisch-nationalen Diskurs einen für ihre eigene Berufsgruppe identitätsstiftenden Handlungs- und Erzählraum gefunden. Das Aufleben des Galliermythos als Ursprungslegende lasse sich deshalb auf Defizite herkömmlicher Ursprungsmythen zurückführen, in denen die Juristen keine Rolle spielten, so dass die Druiden als die wahren Kulturbringer, Wertebewahrer und würdige Urahren auftreten konnten.

Nationale Identitätsstiftung erfolgt nicht zuletzt durch Kommunikation und Sprache. *Jürgen Schiewe* greift diesen Gedanken noch einmal auf, um nach seinem Fortbestand im 18. und frühen 19. Jahrhundert zu fragen. Mit Gottfried Wilhelm Leibniz, Joachim Heinrich Campe und Ernst Moritz Arndt bringt er dabei drei Persönlichkeiten ins Spiel, die die Vorstellung eint, dass Identität durch verbale Kommunikation reflexiv konstituiert werden kann. Dieser Gedanke sei erst bei Leibniz, dann bei Johann Heinrich Campe Grundlage eines nationalpädagogischen Konzepts gewesen, das durch Veränderungen der Sprache und der Kommunikationsbedingungen auch einen gesellschaftlichen Wandel bewirken sollte. Leibniz zufolge konnte nur eine ›deutsche‹ Wissenschaftssprache, nicht aber die Dichtung, eine solche Aufgabe vollbringen. Schiewe plädiert in diesem Zusammenhang dafür, der Beziehung zwischen Sprachenwechsel und Austausch des Denkstils vergleichend für das heutige Europa nachzugehen und die Funktion von Wissenschaft als identitätsstiftendes Merkmal im Rahmen von Europäisierung, Nationalisierung und Reeuropäisierung bzw. Globalisierung intensiver zu betrachten. Verweisen Leibniz und Campe noch auf Frankreich als großes Vorbild, so vollzieht Ernst Moritz Arndt eine ideelle Kehrtwende: In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so Schiewe, mache die Fortschrittsgläubigkeit in Deutschland dem Hass gegen andere Völker Platz, was bei Arndt zu einem Plädoyer für das Nationale als Grundlage der Identität führe.

Nationale und europäische Identitätsmuster ändern sich nicht nur durch den Rückgriff auf Mythos und Sprache, sondern auch in der kommunikativen Auseinandersetzung mit fremden Kulturen und anderen Menschen. Den Wandel europäischer Identitätsmuster in der außereuropäischen Fremde im Zuge der Enkulturation beleuchtet *Renate Dürr* am Beispiel der Jesuiten und Guaraní in den Reduktionen von Paraguay (1609 – 1768). Ausgangspunkt des Beitrags sind Ergebnisse der ›postcolonial studies‹, die mit der traditionellen Sicht, in der die Unterweisung der Indianer in den grundlegenden Werten der europäischen Kultur und des Christentums als ein einseitiger Werteexport verstanden wird, brechen. Unter der Prämisse, dass Kulturtransfer kein einseitiger Vorgang ist, sondern immer mit Wechselwirkungen verbunden ist, vertritt Dürr die These, dass im Kontakt zweier Gruppen Identität auch Resultat eines Kommunikationsprozesses ist. Beides erlaubt es ihr, eine Neuinterpretation der Beziehung zwi-

schen Guaraní und Jesuiten vorzuschlagen und das Leben in den Reduktionen als einen beidseitigen, vielfach sehr pragmatischen und undogmatischen Kompromiss zweier Kulturen darzustellen: Indianer *und* Europäer veränderten sich in diesem Kulturkontakt. Dabei waren die Veränderungen in der Identität beider Seiten unter dem Einfluss der jeweils anderen Gruppe stärker als bisher angenommen. Die bisherigen Schwierigkeiten, dies zu erkennen, seien quellenbedingt. Die Berichte der Jesuiten folgten gattungsimmanenten Abfassungsregeln und brächten primär die expliziten Dimensionen jesuitischer Identität im Expansionsprozess, Produkt der ›corporate identity‹ der Gesellschaft Jesu, zum Vorschein. Dürr spricht sich demgegenüber für eine Unterscheidung zwischen expliziten und impliziten Dimensionen jesuitischer Identität aus, was neben der Text- auch eine Handlungs- und Strukturanalyse der Jesuitenquellen erforderlich macht.

Ein vierter Schwerpunkt des Bandes liegt auf einer begriffsgeschichtlichen Reflexion der Fragestellung, insbesondere in der Diskussion und Auseinandersetzung mit den Begriffen *Nation* und *Europa* und deren Wahrnehmung, für die gerade die Frühneuezeitforschung entscheidende Impulse liefert. *Klaus Garber* betont in diesem Zusammenhang nicht nur die historische Bedeutung der Frühen Neuzeit, sondern schreibt der Frühneuezeitforschung auch das Potential für eine Erneuerung der eingeschliffenen Diskurse zu, da deren Theoreme sich von den Prägungen des 19. und 20. Jahrhunderts deutlich unterscheiden. Das antikegeleitete klassizistische Dichten habe sichergestellt, dass Europa nicht nur im Neulateinischen, sondern auch in den Nationalsprachen eine Form des Dichtens pflegte, die einen ständigen Transfer über die nationalen Grenzen hinweg erlaubte. Da die Literatur jener Zeit stärker als jemals zuvor oder danach intertextuell ausgerichtet war, sei eine besondere Dichte europäisch orientierten kulturellen Handelns zu konstatieren. Dabei habe sich das Konzept der Nation im Deutschland des beginnenden 17. Jahrhunderts als überkonfessionelle Kategorie durchsetzen können.

Auch *Peter Hanenberg* verschafft der Frühen Neuzeit und ihrer Literatur Aktualität durch Parallelisierung mit gegenwärtigen Trends und Entwicklungen. Hanenberg betont die Fruchtbarkeit des Begriffes der ›Europäisierung‹ nicht nur für eine genauere Beschreibung der Globalisierung, sondern auch für die Erfassung literaturgeschichtlicher Phänomene, die dem Globalisierungsprozess inhärent sind. Eine Europäisierung sei insbesondere dort zu beobachten, wo die Gemeinsamkeiten Europas und die Differenz zum Nicht-Europäischen nachhaltig ins Bewusstsein treten. Ausgehend vom portugiesischen Nationaldichter Luís de Camões und seinen *Lusiaden* schlägt Hanenberg einen literaturgeschichtlichen Bogen bis zu Lessings *Nathan der Weise*, um Entwicklungsstufen der Europäisierung sichtbar zu machen. Bezeichnend sei das doppelte Gesicht der frühen Konstruktionen ›europäischer Identität‹, bei denen die Wahrnehmung

von Europas religiöser und politischer Zerrissenheit im Innern mit der weltpolitischen Aufgabe einer Verbreitung der ›wahren‹ Religion und Kultur kollidierte.

Aus sprachhistorischer Perspektive verfolgt *Andreas Gardt* die frühneuzeitliche Begriffs- und Diskursgeschichte von *Nation* und *Volk* anhand sprachreflexiver Texte des 17. und 18. Jahrhunderts. Grundlage ist ein Corpus von etwa 650 Texten, darunter sprachtheoretische Abhandlungen, sprachpolitische und sprachpflegerische Schriften, Rhetoriken, Stillehren und Grammatiken. In der Analyse lassen sich fünf übergeordnete Verwendungsweisen unterscheiden: *Nation / Volk* als *Sprachgemeinschaft*, als *Kulturgemeinschaft*, als *Abstammungsgemeinschaft* und als *Kognitions- bzw. ›Wesensgemeinschaft*. Zudem wird *Volk* im sprachsoziologischen Sinne (*gemeines Volk, Pöbel*) gebraucht. Auffallend ist die durchweg zentrale Rolle der Sprache bei der Konstruktion von Identität und Gemeinschaft, in der Form eines argumentativ oft unspezifischen Überblendens der Sphären des Politischen, des Kulturellen und des Ethnischen mit der Sphäre der Sprache. Sprache und *Nation / Volk* werden als sich gegenseitig konstituierende und stützende Größen gesehen, die Gefährdung der einen Größe hat Folgen für die jeweils andere.

Die Beiträge des vorliegenden Tagungsbandes belegen damit, welche Brisanz die Verwendung oder auch Nicht-Verwendung der kulturellen Ordnungsbegriffe *Nation, Europa, Welt* vom Mittelalter bis in die Zeit um 1800 haben konnte. Es handelte sich keineswegs um fest gefügte Begriffe, sondern um immer wieder neu definierte Termini, in denen sich die vielfältigen Möglichkeiten der Identitätskonstruktion spiegeln. Erst in der diskursiven Fixierung gewannen sie ontologischen Charakter, indem sie gleichermaßen der Beschreibung des jeweiligen Ist-Zustandes dienten und zur Konstruktion neuer Identitäten verwendet wurden. Im Zentrum stand dabei immer die Frage, wie der öffentliche Diskurs gesellschaftliche Realität erschafft. Dabei muss bis heute die Alltagsgebundenheit an die Herkunftsregion nicht notwendig der Europäisierung unserer Politik und Lebenswelt oder den Erfordernissen einer weltumspannenden Globalisierung widersprechen. Die von Historikern zur Entgrenzung der Disziplin gegenwärtig propagierte ›Transnationale Geschichte‹, die im Oktober 2006 Thema eines Symposiums in Göttingen war, belebt vielleicht nur eine Form von Identitätskonstruktion wieder, die schon Marco Polo praktizierte.

1 Gunilla Budde, Sebastian Conrad, Oliver Janz, *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006.